

Kevin M. Mit 15 Linker. Mit 17 Neonazi. Mit 22 Aussteiger.



Einer von uns



Ein Film von Karoline Hugler und Julian Tyrasa

PRESSEMAPPE



Einer von uns

Format und Stabliste

D 2010. 47 min., HD, 16:9, Stereo.

Regie, Konzept, Kamera, Ton, Schnitt:

Karoline Hugler & Julian Tyrasa

Idee und Produktion:

Frank Bürger

Produktionsleitung:

Nicolaus Raßloff

Mitwirkende:

Kevin Müller, Monika Müller,
Nicolaus Raßloff, Lothar Priewe, u.a.

Kurze Inhaltsangabe

Portrait eines jungen Neonazi-Aussteigers.

Kevin M. schildert seinen Weg. Erst als jugendlicher Linker drangsaliert von Neonazis in der Uckermark, wurde er dann in Berlin selber ein Nazi und stieg im System der NPD auf, bis schließlich ein Gewalterlebnis sein Umdenken auslöste.

Eine intensive Auseinandersetzung mit Deutschland, der gegenwärtigen Politik und den Lebensbedingungen in diesem Land.

Ein Film über menschliche Werte und Erwachsenwerden.



Einer von uns

Längere Inhaltsangabe

Kevin M. schildert seinen Weg. Er beginnt als zugezogener Jugendlicher in der Uckermark, wo er als Fremder diskriminiert und immer wieder zusammengeschlagen wird, daraufhin Linker wird, die Gewalt zunimmt, bis er nach Berlin flieht, wo er in die Fänge der NPD gerät. Hier findet er zum ersten Mal einen Halt und Inhalt, und steigt schnell in der Partei auf. Er wird zurückgeschickt in die Uckermark, um Jugendliche für die rechtsextreme Szene zu gewinnen, baut Kameradschaften auf, leitet Schuloffensiven. Dabei verliert er immer mehr sich selbst und seine Familie. Sein Lebensinhalt wird der Plan, die Demokratie zu stürzen und ein viertes Reich aufzubauen, bis ihn ein Gewalterlebnis schockiert und sein Umdenken beginnt.

Im Film schildert Kevin eloquent und packend die Mechanismen, mit denen die Jugendlichen begeistert und angeworben werden und zeigt, welche Defizite des Systems sie dafür empfänglich machen. Eine intensive Auseinandersetzung mit Deutschland, der gegenwärtigen Politik, fanatischen Ideologien und humanistischen Werten.





Einer von uns

Die Filmemacher

Karoline Hugler. Geboren 1980 in Neuruppin. 1998 Abitur in Potsdam. Ausbildung zur Drehbuchautorin in der Master-School-Drehbuch bei Don Bohlinger (USC, California). Ausbildung an der Schauspielschule Charlottenburg (Abschluss 2004). Seit 2004 lebt sie als freie Autorin und Schauspielerin in Berlin.

Julian Tyrasa. Geboren 1972 in Bielefeld. 1991 Abitur. Studium an der Kunsthochschule für Medien Köln (1994-2000, Diplom mit Auszeichnung). Seit 2002 lebt er als freier Autor und Regisseur in Berlin.



Kontakt

Karoline Hugler

0170 . 3 11 26 72, info@karolinehugler.de

Julian Tyrasa

0173 . 51 78 78 9, julian.tyrasa@berlin.de



Der Film wurde gefördert durch den LAP Uckermark im Rahmen des Bundesprogramms „Vielfalt tut gut: Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“. Ein Projekt von PoDeSt e.V. © 2010 Frank Bürger.



Einer von uns

Presseberichte

Presse 1

Berliner Zeitung vom 03.12.2010. (1/4)

Linker, Neonazi, Aussteiger

Mit fünfzehn Jahren ist Kevin Müller Punk, mit siebzehn Kassenwart der NPD, mit dreiundzwanzig klärt er Schüler in Brandenburg darüber auf, wie die Rechtsextremen ihre Nachwuchskader rekrutieren - die drei Wandlungen eines Jungen, der nie Außenseiter sein wollte

Katrin Bischoff

ANGERMÜNDE. Ganz entspannt sitzt er da, der junge Mann, als er sagt: „Es gab keinen Tag, es gab nicht mal eine Minute, in der ich mich nicht damit befasst habe, die Demokratie zu stürzen und damit die BRD zu vernichten, Deutschland zu errichten und ein viertes Reich aufzubauen.“ Er sieht nicht aus wie ein Neonazi. Und das ist er ja auch nicht mehr. Er trägt Turnschuhe statt Springerstiefeln. Ein graues Kapuzenshirt statt Bomberjacke. Die dunklen Haare kurz, aber nicht zu kurz. Zwei Piercings in der Unterlippe, Ohrringe.

Es gab Zeiten, da sich der 23-jährige Kevin Müller etwas anders kleidete. Zunächst wie ein Hip-Hopper mit Baggy-Hosen, die in den Knien hingen, dann wie ein Punk, mit Irokesenschnitt und Anti-Nazi-Aufnäher auf der Lederjacke, schließlich wie ein Neonazi, mit Thor-Steinar-Dress und Parteibuch. „Ich hätte es bis zum Kreisvorsitzenden der NPD schaffen können“, sagt er. Er konnte argumentieren, konnte erklären, warum der Holocaust eine Lüge sein musste. Er konnte junge Leute für die rechtsextreme Idee begeistern. Er sagt noch heute, dass es wirklich klasse rechte Musik gebe. Mit Musik ködert man Jugendliche, das weiß der ehemalige Neonazi.

Junge Leute, wie jene, die an diesem regnerischen Nachmittag vor ihm in der Aula des Einstein-Gymnasiums im uckermärkischen Angermünde sitzen. Eben noch haben sie ihn auf der Leinwand gesehen, in dem Film „Einer von uns“, den zwei junge Filmemacher aus Berlin gedreht haben. Dort erzählt Müller, ein Aussteiger aus der Neonazi-Szene, von seiner Suche nach einem Platz im Leben, von den vielen Wandlungen, die er in seinen jungen Jahren bereits hinter sich hat: von ganz links nach ganz rechts und zurück in die Mitte.

Es ist erst wenige Jahre her, dass Müller in Angermünde die Neonazi-Vereinigung „Hatecore Warriors“ aufgebaut hatte. Jetzt beißt sich der frühere Hass-Krieger nervös auf den Lippenpiercings herum. Er hat noch nie vor einem so großen Publikum gesprochen. Die Krücken, auf die er seit einer Meniskusoperation angewiesen ist, lehnen am Nachbarstuhl. Er zeigt auf sein Knie und sagt: „Das waren übrigens nicht die Nazis.“ Die Gymnasiasten lachen über den Gag.

Für Kevin Müller allerdings ist es kein Spaß. Er weiß, dass es gefährlich für ihn geworden ist. Mit seinem Ausstieg, und erst recht mit dem Film hat er den Zorn der Rechtsextremisten auf sich gezogen. Von heute auf morgen musste er seine Wohnung verlassen, bis jetzt hat er sie nicht mehr betreten. In einem kleinen Ort in der Uckermark, wo er nun lebt, liege ein Küchenmesser griffbereit unter seinem Kopfkissen, erzählt er. „Wir kriegen dich und deine Freundin. Wie bringen euch um“, stand neulich auf einer Internetseite. Die Polizei ist eingeschaltet. Zu Hause in der Uckermark ist Kevin Müller nie allein unterwegs. Wegen der alten Kameraden, sagt er.

Im Film schaut Müller direkt in die Kamera. Er hat es abgelehnt, gedoubelt oder unkenntlich gemacht zu werden. So hatte es Frank Bürger, der die Idee zu der Dokumentation hatte, ursprünglich von den Filmemachern verlangt. „Ich wollte ihn auf keinen Fall gefährden“, sagt Bürger, Vorsitzender des Schwedter Anti-Rassismus-Vereins Podest, „aber er wollte nicht anonym bleiben.“ Kevin Müller habe darauf bestanden, Gesicht zu zeigen.

„Die Leute aus der Szene kennen mich, da brauche ich nicht anonym aufzutreten“, begründet Müller seinen Entschluss. Er habe authentisch wirken wollen, gerade bei den jungen Leuten, um die es gehe. Ob er keine Angst um seine Familie habe, seine Mutter, den kleinen Bruder, die Oma, wird er von einer Schülerin gefragt. „Natürlich“, sagt er. Aber was wäre die Alternative zum Ausstieg gewesen? Nicht auszusteigen?

Aufgewachsen ist Kevin Müller im bürgerlichen Berlin-Grünwald, gleich neben der israelischen Botschaft. Als er acht Jahre alt war, entdeckte er seine Liebe zu Pferden. Er begann zu reiten. „Wir sind dann wegen der Pferde rausgezogen“, sagt er. Raus in ein kleines Dorf in der Uckermark, nicht weit von Angermünde entfernt. Kevin war zu dieser Zeit Hip-Hopper. Er trug weite Jeans und weite T-Shirts. Von Mitschülern wurde der Neue gefragt, was er für Musik höre. Rechte oder linke? „Ich wusste gar nicht, was die von mir wollten“, sagt er.

Neonazis kannte er nicht. So etwas gab es nicht in seiner bisherigen Welt. „Für mich waren die ausgestorben.“ Doch an der neuen Schule sind sie da. Mit Glatze und Bomberjacke. „Ich war vom ersten Tag an ihr Opfer“, sagt Kevin. Schon bald hat er den Spitznamen Döner weg, weil seine Mitschüler Hip-Hop für Türkenmusik halten. Er weigert sich, andere Sachen zu tragen. Er wird verprügelt, immer wieder, er wird zum Außenseiter. Nun beginnt die erste Wandlung des Kevin Müller. Er geht nicht mehr zur Schule. Während die anderen im Unterricht sitzen, läuft er über die Felder. Als der Schulleiter irgendwann nachfragt, wo er bleibt, erzählt der Junge seinen Kummer. Doch an der Schule will man von Neonazis nichts wissen. Er wechselt die Klasse, dann die Schule, er macht ein berufsvorbereitendes Jahr in jener Stadt, in der Bundeskanzlerin Angela Merkel ihr Sommerhaus hat - in Templin.

Doch auch dort sind sie wieder, die Jugendlichen mit den Springerstiefeln. Im Schulbus schmieren sie ihm das Gesicht mit Butterstullen ein, gießen ihm Cola über den Kopf. Kevin Müller, der nun Punk ist, fährt jetzt immer mit einem späteren Bus zur Schule, er kommt jeden Tag zu spät und fliegt schließlich raus. „Ich hatte einen unheimlichen Hass auf die Nazis“, sagt er heute.

Schließlich flieht er nach Berlin. Dort bekommt der damals 17-Jährige durch die Treberhilfe eine Unterkunft in Wedding. Eine Bruchbude, wie er sagt. Er lässt sich treiben, steht auf, wenn er wach wird, fährt zu den Punks am Alexanderplatz.

Seine zweite Wandlung geschieht durch Zufall. Als es regnet, sucht er am Bahnhof Wedding Schutz in einer Kneipe und gerät dort mit einem Mann aneinander, den er für einen Ausländer hält. Ein paar Männer gehen dazwischen. „Die sahen total normal aus“, erinnert sich Müller. Am meisten beeindruckt ihn, dass ihm zum ersten Mal jemand beisteht. Die neuen Freunde sind ihm sofort sympathisch. Am nächsten Tag trifft er sie wieder, und bald kommt er nicht mehr los von ihnen. Er ist fasziniert davon, dass sich jemand für ihn interessiert.

Sie fragen ihn, warum er die Schule abgebrochen hat. Er erzählt von den „Dorfglatzen“, von den Schikanen. Die neuen Freunde winken ab, die Typen in der Uckermark, das seien keine wahren Nationalisten, erklären sie ihm. Sie drücken ihm Bücher in die Hand. Die Hauptfiguren heißen Horst Wessel und Rudolf Hess. „Ich habe nie gerne gelesen, aber diese Bücher haben mich total beeindruckt“, sagt Kevin Müller. Einmal wird er stutzig. Seine neuen Freunde erzählen ihm, dass der Holocaust eine Lüge sei. „Für mich war bis dahin die Ermordung von Millionen von Juden etwas ganz Entsetzliches“, sagt er heute. Wieder bekommt er Bücher. Schriften der Holocaust-Leugner Ernst Zündel und Fred Leuchter. Für Kevins Freunde sind das Wahrheiten. Sie diskutieren mit ihm, sie überzeugen ihn - und sie helfen ihm: Sie tapezieren seine Wohnung und richten sie ihm ein. Er, der damals von Hartz IV lebt, bekommt einen Kühlschrank, eine Waschmaschine, Teppiche. Von nun an ist er nicht mehr allein. „Die haben ein Händchen dafür, wie man sich Jugendliche angelt“, sagt Kevin Müller.

Er bestellt sich die NPD-Zeitung Deutsche Stimme und kauft seine Garderobe im „nationalen Versandhandel“. Da gebe es gute Designer, sagt er noch heute. Als sich sein Selbstbewusstsein erneuert hat, startet er seine Parteikarriere.

Im Sommer 2007 trifft Müller auf eine gute Bekannte. Irmela Mensah-Schramm protestiert gegen die NPD, die im Tempelhofer Rathaus ihren Parteitag abhält. Die gelernte Heilpraktikerin ist bundesweit dafür bekannt, dass sie Nazi-Plakate, rechte Aufkleber und rassistische Schmierereien dokumentiert und entfernt. Kevin hat ihr dabei einmal in Prenzlau geholfen. Das ist noch nicht lange her. Sie ist entsetzt, als sie den Jungen sieht, der zur NPD in das Rathaus will. „Ich konnte es nicht glauben, dass er zu denen da gehören sollte“, sagt die 65-Jährige.

Kevin Müller ist es peinlich, Irmela Mensah-Schramm zu sehen. Er umarmt sie und versucht, zu erklären. Er habe ihr damals erzählt, dass er nicht wisse, wo er hingehöre, sagt Irmela Mensah-Schramm. Er sei jetzt rechts, und die im Rathaus, das seien seine Freunde. „Ich habe ihm gesagt, du musst wissen, wo du hingehörst. Dorthin aber gehörst du nicht“, sagt sie.

Davon will er nichts wissen. Bei der Parteiversammlung lernt er den Kreisvorsitzenden der Spandauer NPD kennen und erfährt, dass der Partei in Spandau Leute fehlen. Also wird er dort Kassenwart. Wenig später schickt ihn die NPD in die Uckermark, nach Angermünde. „Ich sollte da richtige Strukturen aufbauen“, erzählt er. In der Kleinstadt muss er nicht lange suchen, da die Jugendlichen am Bahnhof am liebsten Landser-Musik hören. „Ich brauchte denen nur meinen NPD-Ausweis zeigen, von da an war ich ihr Führer.“ Nun ist er der Starke.

Zu Hause in seinem uckermärkischen Dorf kommt es immer häufiger zum Streit. Müller will seine Familie von der rechten Sache überzeugen. Seine Mutter hält kaum dagegen, es ist seine Oma, eine alte Gewerkschafterin, die ihm Paroli bietet. Sie kann Kevins Wandel nicht verstehen und nicht akzeptieren. Sie weint fast, als er ihr erklärt, dass der Holocaust eine Lüge sei. Sie entgegnet, er sei kein Mensch mehr, wenn er so etwas leugne. Von nun an meidet er seine Familie.

In Angermünde findet er immer neue Anhänger für seine Kameradschaft, die er „Hatecore Warriors“ nennt. „Du musst dir auf dem Schulhof nur die herausuchen, die unsicher sind, die abseits stehen. Die Loser. Die sind dankbar, wenn man sich ihrer annimmt“, sagt er.

Doch eines Tages trifft er beim Verteilen von CDs vor einer Schule auf einen Mann, der mit ihm diskutieren will, der all seine Sprüche infrage stellt. Zum ersten Mal seit Langem wird Kevin Müller unsicher. Vor den Augen seiner Anhänger findet er keine Argumente mehr.

Es ist eine Niederlage für ihn. Um sie wettzumachen, statten sie dem Diskutanten das ab, was sie einen Besuch nennen. „Das Ganze endete in einer Gewaltorgie, um es mal vorsichtig auszudrücken“, sagt Müller. Während seine Kameraden den Mann verprügeln, steht er im Flur und ist entsetzt. „Das, was mir damals als Linker passiert war, sah ich plötzlich wieder vor mir.“ Er, der sich seiner so sicher zu sein glaubte, verliert seine Gewissheiten. „Es ist ja nicht von heute auf sofort, dass man mitbekommt, wie man manipuliert wurde“, sagt Müller.

Lothar Priewe, ein Nachbar von früher, hilft ihm, seine dritte Wandlung zu vollziehen. Priewe ist stellvertretender Integrationsbeauftragter in der Uckermark, er vermittelt Müller an ein Aussteigerprogramm. Und er fährt mit ihm in die Gedenkstätte des Frauenkonzentrationslagers Ravensbrück. „Ich kenne den Jungen schon so lange, ich habe um ihn gekämpft“, sagt Priewe.

Von Ravensbrück ist Müller tief beeindruckt. „Ich habe dort von Schicksalen erfahren, so etwas denkt sich keiner aus“, sagt er. Besonders das Schicksal der französischen Nonne Elisabeth Rivet nimmt ihn mit. Die Frau ist in die Gaskammer gegangen, um ihre Familie zu retten. „Ich habe richtig mitgeföhlt mit ihr.“ Er ist verwirrt von den Dingen, die er sieht und hört. Verlassen. So föhlt er sich. Doch da ist Lothar Priewe. Mit ihm kann er reden.

Mehr als ein Jahr hat sich Kevin jetzt nicht mehr mit seinen alten Kameraden getroffen. Er hat eine Freundin, die nach seinen Worten „alles andere als rechts ist“. Frank Bürger ist überzeugt, dass Kevin seinen Weg nun gehen wird. Irmela Mensah-Schramm sagt, der Junge habe das Richtige getan. Sie hat aber auch Angst, dass er dem Druck nicht standhält, den Kevin von seinen alten Kameraden erfahren wird.

Zurzeit macht Kevin Müller eine Ausbildung zum Altenpfleger. Er habe die Kurve gerade noch so gekriegt, sagt er. Man möchte es ihm glauben, man kann es für ihn nur hoffen. Er sagt, er habe jetzt klare Vorstellungen von seiner Zukunft. Sozialpädagogik will er studieren und mit Jugendlichen arbeiten, die in die rechte Szene abzurutschen drohen. Er weiß, wie wichtig das ist. Neulich war er mal wieder zu Hause bei seiner Familie. Sein jüngerer Bruder kam gerade aus der Schule. „Und da sagt er doch solche Sachen wie: Die Ausländer nehmen uns die Arbeit weg“, sagt Kevin Müller.

Sein Bruder ist dreizehn.

Ausgestiegen

Kevin Müller, heute 22, verließ die rechtsradikale Szene Brandenburgs. Ein Dokumentarfilm zeigt jetzt seinen schwierigen Weg auf der Leinwand

Von Gunnar Lammert-Türk

„Es gab keinen Tag, an dem ich nicht daran dachte, die Demokratie zu stürzen und das vierte Reich zu errichten.“ Der das sagt, ist heute 22. Ein Aussteiger aus der rechtsradikalen Szene, der seine Geschichte erzählt. Kevin hätte durch einen Schauspieler ersetzt werden können, auch aus Sicherheitsgründen, aber das wollte er nicht. „Gesicht zeigen“ war sein Motiv.

Das ist auch das Anliegen des Vereins Polnisch-Deutsche Standortentwicklung, der den Film „Einer von uns“ in Auftrag gegeben hat. Die Berliner Filmemacher Karoline Hugler und Julian Tyrasa haben ihn so genannt, um zu sagen, dass es ganz normale Leute sind, die zu Rechtsradikalen werden. Kevin liebt die Natur. Er war glücklich, als die Familie in die Uckermark zog. Aber kein Idyll, sondern dumpfe Feindseligkeit empfing ihn. Seine Schulklasse wird von Rechtsradikalen dominiert. Sie beleidigen und verprügeln ihn, den Hip Hopper. Der Schuldirektor leugnet das Problem.

Gegen seine Angst und aus Hass auf seine Peiniger wird Kevin ein „Linker“ und geht nach Berlin. In einer Weddinger Kneipe verprügelt ihn ein Ausländer. Die deutschen Männer, die ihm beistehen, nehmen sich seiner an. Endlich hilft ihm jemand und interessiert sich für seine Lage. Kevin liest, was sie ihm geben, wird zum NPD-Vorsitzenden eingeladen und erhält einen Parteiausweis. Er gründet eine „Kameradschaft“ in der Uckermark. In Berlin lenkt und kontrolliert er eine Gruppe Jugendlicher beim Verteilen von NPD-Material an Schulen. In einer Diskussion mit einem Linken unterliegt er vor seinen Jungs. Um die Niederlage auszugleichen, fahren sie zur Wohnung des Gegners. Dort sieht Kevin hilflos der Gewalt seiner Kameraden zu. Immer wieder träumt er davon, leidet seitdem unter Schlafstörungen. Merkt plötzlich, dass er missbraucht wurde wie eine Marionette, so, wie er auch seine Kameraden missbraucht hat, die er im Grunde verachtet. Er will raus.

Der Film „Einer von uns“ zeigt wenige und kaum bewegte Bilder. Meist sitzt Kevin vor einem Gebäude oder schaut in die Landschaft. Ein Sinnbild ebenso für melancholische Schönheit wie für die Verlassenheit eines Menschen. Kevin war verlassen. Der Familie entfremdet, um den Halt seiner Ideologie gebracht, ohne Schulabschluss und Beruf, wie ein Drogensüchtiger gezwungen, sich zu entgiften.

Ein Mann aus seinem Dorf steht ihm schließlich bei. Er vermittelt ihn an ein Aussteigerprogramm und hält seine Ratlosigkeit und Zerstörtheit aus. Besucht schließlich mit ihm die KZ-Gedenkstätte in Ravensbrück, wo sich Kevin den Fragen deutscher und polnischer Jugendlicher stellt. Dort beeindruckt ihn das Schicksal einer Nonne, die sich für eine Familie geopfert hatte, ganz ohne erkennbar politisches Motiv.

Der Film erzählt die Geschichte der Sehnsucht nach einem Ziel, für das alles gegeben werden kann. Den Jugendlichen in Ravensbrück sagt Kevin, er wäre bereit gewesen, für die Bewegung zu sterben. Was wird nun aus ihm? „Im Oktober will ich eine Ausbildung zum Alten- pfleger anfangen und später Sozialpädagogik studieren.“ So gerüstet, will sich Kevin denen zuwenden, die noch zur Szene gehören.

Der Film ist sehenswert, er verzichtet bewusst auf Schauplätze der Gewalt. Der Zuschauer folgt seiner Erzählung durch alle Wirrnisse und Schrecken atemlos bis zum Schluss. Und ist umso berührter, als Kevin eine Blume vor einer Skulptur im KZ Ravensbrück niederlegt.

DEBATTE: Links, Rechts, . . .

Einst war Kevin Müller ein Punk, dann wurde er zum Neo-Nazi

POTSDAM / BABELSBERG - Kevin Müller hat Gewalt immer gehasst. Trotzdem hat er geschlagen und getreten. Schließlich traf er mit seinen Angriffen keine Menschen. Davon war zumindest Müller überzeugt. „Es waren Untermenschen.“ Müller war ein Neo-Nazi. Doch damit ist Schluss. Gestern berichtete der 23-Jährige Schülern des Berufsbildungswerkes im Oberlinhaus, wie er in die rechte Szene geraten ist.

Müller brachte einen Dokumentationsfilm mit: „Einer von uns“. Er erzählt seine Geschichte. Die Geschichte eines Außenseiters.

Müller wuchs in Berlin-Grunewald auf. Bis er acht Jahre alt war. Wegen seiner Liebe zum Reitsport zogen seine Eltern mit ihm in ein Dorf in der Uckermark. Fast alle in seiner Klasse seien Neo-Nazis gewesen, erklärt Müller den Schülern. Kevins Kleidungs- und Musikgeschmack – er stand auf Hip Hop – war für seine Klassenkameraden ein Ausdruck „schwarzer“ Kultur. Sie verprügelten ihn immer wieder.

Müller fühlte sich mehr und mehr zu linken Ideologien hingezogen – eine Reaktion auf die rechte Gewalt. Doch als er mit Irokesenschnitt durch seine neue Heimat spazierte, zog er noch mehr Hass auf sich. Er floh zurück nach Berlin und durchlebte eine merkwürdige Wandlung.

In einer Bar in Wedding suchte er während eines heftigen Regenschauers Unterschlupf. Dort geriet er mit einem Ausländer in einen Streit. Doch dabei erlebte er etwas, das er so zuvor nie kennen gelernt hatte. Ein paar Kerle aus der Bar kamen ihm zur Hilfe. Sie schnappten den Ausländer, schleppten ihn nach draußen und schlugen auf ihn ein. Und nicht nur das. Sie kamen zurück, beschäftigten sich mit Kevin, interessierten sich für ihn. Es waren Neo-Nazis. Man sah es ihnen nicht gleich an. Sie seien unscheinbarer gewesen als die Schlägertypen aus der Uckermark, sagt Müller, wortgewandt, überzeugend. Sie gaben ihm Bücher von Holocaustleugnern und andere rechte Propaganda. Vor allem gaben sie ihm das Gefühl, dazu zugehören. Sie zogen ihn immer tiefer in die rechte Szene. Er wurde NPD-Mitglied und kehrte sogar in die Uckermark zurück. Dort gründete er die Hatecore-Warriors, die Hasskrieger.

Es dauerte Jahre, bis er begriff, dass die Neo-Nazis aus der Bar sich nicht wirklich für ihn interessierten, sondern ihn mit ihrer umsorgenden Art für ihre Sache missbrauchten. Es dauerte noch länger, bis er erkannte, dass sie ihm nur Lügen über das dritte Reich aufgetischt haben.

Jetzt zieht er mit dem Dokumentationsfilm, gedreht von Karoline Hugler und Julian Tyrasa, von Schule zu Schule, um seine Geschichte zu erzählen. Er wolle nicht, dass andere ihr Leben so verpfuschen, wie er es so lange getan habe, sagt er in Potsdam. Jene Zeit verfolgt ihn noch.

Derzeit setzt Müller alles daran, ein „normales Leben“ zu führen. Er sucht eine Ausbildung. Doch „normal“ wird sein Leben so schnell nicht wieder sein. Als Aussteiger, der auch noch in die Öffentlichkeit geht, muss Müller heute wieder Schläge von Neo-Nazis einstecken. Aber er nimmt sie ihn Kauf. Das sei irgendwie auch der Versuch einer Entschuldigung, sagt er, an die, die einst er geschlagen und getreten hat.

Issio Ehrich